

DER KLÜGSTE MANN, DEN ICH JE KANNTÉ

Lange Zeit vertraute ich mir selbst nicht. Vielleicht war ich in zu vielen verschiedenen Welten zu Hause: Gezeugt in Sankt Petersburg (damals Leningrad), geboren im sächsischen Sebnitz, die ersten Lebensjahre gependelt zwischen DDR und Sowjetunion, Eltern und Großeltern. Dann kam die Wende. Meine Eltern zogen in den Westen. Erneut veränderte sich mein Umfeld.

Für meine Eltern war das Familienleben nicht weniger schwer. Als ich am 21. Oktober 1984 in diese Welt eintrat, standen beide mitten im Medizinstudium. Meine Mutter war gerade 21, mein Vater 23 Jahre alt. Beide gaben ihr Bestes, um die Herausforderungen eines Studiums mit Kind zu bewältigen. Ich war ein Wunschkind. Hinzu kam ihr Studienort: Sankt Petersburg. Sie hatten sich als Jahrgangserste und gute Kader die Ehre verdient, in der Sowjetunion die Universität besuchen zu dürfen. Damals eine große Auszeichnung in der sozialistischen Gesellschaft der DDR. Doch mit Kind eher anstrengend. Die Versorgungslage im großen sozialistischen Bruderland war äußerst schlecht.

Kommilitonen und Bekannte steckten meinen Eltern gelegentlich Essen zu. In den Semesterferien verdienten sie sich in der DDR Geld für ihr Studium. Die zu Studienzwecken sezierten Kaninchen landeten nach getaner Arbeit sowieso im Kochtopf, da meine Eltern regelmäßig wenig zu essen hatten. Ich musste niemals hungern. Trotzdem wurde ich als Baby krank und wurde dann zu meinen Großeltern väterlicherseits nach Eisenach gebracht, damit sie mich wieder aufpäppelten. Die Wartburgstadt ist mit 42.000 Einwohnern die sechstgrößte Gemeinde Thüringens und eine der sogenannten Lutherstädte. Bekannt ist Eisenach durch die Wartburg oberhalb der Stadt, die zum UNESCO-Welterbe gehört. Hier übersetzte Martin Luther das Neue Testament vom Altgriechischen ins Deutsche. Im Jahr 1817 fand das Wartburgfest statt, eines der wichtigsten Ereignisse des Vormärz. Der Komponist

Johann Sebastian Bach wurde 1685 in Eisenach geboren. Heute beschäftigen Werke der Automobilindustrie wie Opel und Bosch dort mehr als 4.000 Mitarbeiter. Dadurch ist Eisenach ein bedeutendes Industriezentrum in Thüringen.

Mein Großvater Karl-Heinz Schmidt hatte seinen Dokortitel in Philosophie erworben. Er war der klügste Mann, den ich bisher in meinem Leben kennengelernt habe. Schuldirektor in Eisenach, Vater von vier Kindern, politisch engagiert, überaus belesen, zwar etwas cholerisch, aber ein herzensguter Mensch. Doch obwohl er unfassbar klug war, kam er mit dem Systemwechsel nach 1989 nicht wirklich gut klar. Vielleicht fehlte ihm der Mut. Jedenfalls konnte mein Großvater den Wandel nicht annehmen. Meine ganze Kindheit über waren vor allem meine Oma Sonja und Opa Karl-Heinz Schmidt für mich da. Später, nach der Wende, machte ich oft Urlaub mit meinen anderen Großeltern mütterlicherseits, Irene und Heinz Kasper, und meinem Onkel Uwe. Die DDR-Zeit war hart. Jeder musste Vollzeit arbeiten. Zudem war die Infrastruktur damals mehr als schlecht. Große Distanzen konnte und wollte man nicht zurücklegen. Das war wohl auch der Grund, weshalb meine Mutter schon 14 Tage nach der Geburt mit mir zurück nach Sankt Petersburg flog. Sie hätte sonst ihr Studium für ein Jahr pausieren müssen. Zum Glück beendete sie es! Ihr Vater Heinz Kasper war in der DDR zweiter Sekretär der SED. In Eisenach ging es mir immer gut, wenn mich meine Eltern mal wieder abgeben mussten wegen des Studiums. Obwohl ich meine Eltern wenig sah, habe ich viele schöne Erinnerungen an diese Zeit, in der ich immer wieder zwischen Eisenach und Sankt Petersburg pendelte. Nach dem Studium zogen wir aus Sankt Petersburg nach Suhl in Thüringen. Mein bester Freund damals hieß Mark. Mit ihm spielte ich tagelang Räuber und Gendarm auf dem ehemaligen Truppenübungsplatz „Rote Erde“ in Suhl. Wir rannten durch die angelegten Laufgänge der Schützengräben, tobten über endlose Flächen und in tiefen Wäldern. Mein Vater war im Krankenhaus in Suhl als Arzt sehr eingespannt.

In Suhl wanderte ich in die Natur und baute Staudämme am Fluss und in Bächen. Spielsachen hatte ich kaum. Mein erstes ferngesteuertes Auto schenkten mir meine Eltern direkt nach der Wende von ihrem Begrüßungsgeld. Aber in dieser herrlichen Umgebung brauchte ich auch nichts außer ein paar Stöcken, meiner Kreativität und jeder Menge Fantasie. Mir mangelte es also an nichts. Meine Eltern hatten sich zunächst an der Uni im damaligen Leningrad durchgekämpft. Sie lernten zum Beispiel auf Russisch Latein. Nach dem Abschluss begann ihre Zeit als Assistenzärzte in Suhl. Zunächst für meinen Vater, der Gynäkologe werden wollte. Ein Jahr später folgte meine Mutter, deren Traumberuf Kinderchirurgin war.

EIN „KIND DER LIEBE“

Meine Eltern waren sehr unterschiedliche Persönlichkeiten und passten von Anfang an nicht recht zueinander. Umgab meine Mutter eine helfende Aura voll herzlicher Menschlichkeit, fehlte meinem Vater meistens die Empathie. Er war ein brillanter Arzt im technisch-operativen Bereich. Mit Menschen konnte er nicht so gut umgehen. Das bekam auch ich zu spüren. Ihm war es nicht gegeben, mir echte und spürbare Anerkennung oder Liebe entgegenzubringen. Es kann aber auch an der Generation liegen. Mütter waren und sind viel einfühlsamer. Ich sage meinen Kindern heute jeden Tag, dass ich sie liebe. Was ich auch anstellte, in seinen Augen schien ich nicht gut genug. Das hat mir lange zu schaffen gemacht. Ich nenne das mein Vatertrauma oder meinen schwarzen Fleck. Sein Motto war: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“ Ich redete ständig zu viel. Auch in der Schule. Da war ich stets der Vorturner mit eigenem Kopf, der alles besser wusste. Wen wundert es, dass ich kaum Freunde fand? Ich blieb meist Einzelgänger aus Notwendigkeit. Meine Mutter war immer für mich da. Schon damals ist ein gewisser Bruch zwischen mir und meinem Vater entstanden. Auch wenn ich es toll fand, mit ihm unterwegs zu sein und zu toben. In der Natur verstanden wir uns prima ohne viele

Worte. Dort ging er auf mich ein, nahm meine Spiele auf, zeigte mir die Wunder unserer kleinen Welt und erklärte mir ihre Zusammenhänge. Das war aber nur eine – und leider die kleinere – Seite seiner Persönlichkeit. Meist mangelte es ihm an sozialem Einfühlungsvermögen. Er war Praktiker, ein guter Handwerker. Kein Redner oder Menschenfreund.

Meine Eltern wollten sich schon nach ihrem Studium trennen. Aber irgendwie blieben sie doch zusammen. Vielleicht weil die Wende kam und dadurch die große Möglichkeit, sich frei zu bewegen. Ärzte waren sowieso überall gefragt. So erhielt mein Vater eine Stelle als Oberarzt in Norddeutschland und wir bezogen zusammen eine Wohnung in der Nähe von Bremen. Dadurch war ich plötzlich mehr auf mich allein gestellt. Anfangs fehlten mir meine Großeltern und auch das idyllische, bergige Suhl. Ich bekam Heimweh nach dem beschaulichen Örtchen. Mein Vater kämpfte um eine Position im Krankenhaus und meine Mutter quälte sich weiter durch ihre Assistenzzeit. Inzwischen als Anästhesistin, weil sie durch den Umzug keine Stelle mehr als Kinderärztin fand. Sie musste in ihrem Leben sehr viele Kompromisse eingehen, um ihr Ziel zu erreichen. Das tat sie, ohne zu murren, mit sehr viel Optimismus und unbändigem Glauben an sich selbst.

Obwohl ihre Beziehung sich im Westen eher weiter verschlechterte, zeugten meine Eltern 1993 ein „Kind der Liebe“, wie sie es nannten. Sie versuchten wirklich alles, um ihre Ehe zu retten. Besonders meine Mutter hielt daran fest und ertrug die Schwierigkeiten mit meinem Vater meist mit erstaunlicher Geduld. Doch in der Zeit ihrer Schwangerschaft kam die Liebe tatsächlich noch einmal zu meinen Eltern zurück. Sie gingen zärtlich miteinander um und ich hatte das Gefühl, wir waren eine tolle Familie. Allmählich fand ich mich auch in meiner neuen Umgebung zurecht. Die Schule war zwar ganz anders als bei uns in Suhl, aber daran gewöhnte ich mich schnell. Zum Beispiel riefen die Kinder dazwischen, standen während des Unterrichts einfach auf und manche dösten mit dem Kopf auf dem Tisch. Das machte Spaß, dagegen hatte ich nichts. Freunde fand ich allerdings auch hier nicht leicht. Aber dafür bekam ich bald ein Geschwisterchen.



*Ein Kind der Liebe: Ich mit
meiner Mutter Diana in
Sankt Petersburg, während
ihres Medizinstudiums.*

Eines Nachts bekam ich um 4:30 Uhr morgens einen Anruf von meinem Vater. „Los, zieh dich an, es ist so weit“, sagte er aufgeregt. Schlaftrunken fragte ich mich, was er wohl meinte. Da fiel es mir plötzlich ein. Ich wurde endlich ein großer Bruder. Mit Tempo sprang ich in eine Hose, streifte mir ein Shirt über und lief aus dem Haus über die Straße direkt in die Klinik. Die Straße war an diesem frühen Morgen zwar noch autofrei, aber auch feucht. Ich rutschte aus, stolperte, fiel auf den harten Beton, riss mir Hose und Knie auf. Während mein Vater meiner Mutter durch die Geburt half, wartete ich eine gefühlte Ewigkeit auf einer harten Holzbank im Flur. Weil ich sehr müde war, döste ich trotz aller Ungeduld immer wieder ein. Mein Vater weckte mich erneut und führte mich direkt in den Kreißsaal. Zuerst sah ich meine Mutter. Sie wirkte heiter und stellte mir fröhlich meinen Bruder Tim vor. Ich weiß noch, wie erstaunt ich über seinen winzigen Körper war. Dann durfte ich meinen Bruder mithilfe einer Hebamme als Erster waschen. Ganz vorsichtig. Ihm schien das zu gefallen. Jedenfalls blieb er ganz ruhig und schaute mich mit seinen großen Augen aufmerksam an. Ich war mächtig stolz. Doch in dieser Nacht – so erscheint es mir im Rückblick – überschritten wir den Höhepunkt unseres Familienglücks. Bald luden mir meine Eltern einen Teil der Verantwortung für Tim auf, weil sie vor allem weiter arbeiteten. Wenn ich aus der Schule kam, holte ich meinen kleinen Bruder vom Kindergarten ab und verbrachte den Nachmittag mit ihm. Wir aßen und spielten zusammen. Auch wenn ich lieber etwas anderes getan hätte, musste ich auf Tim aufpassen, bis meine Mutter oder mein Vater endlich nach Hause kamen. Ohne es gleich zu bemerken, übernahm ich bei meinem Bruder die Vaterrolle. Denn es war nicht immer leicht mit ihm und ich musste mich des Öfteren gegen ihn durchsetzen. Besonders, als er größer wurde. Das führte zu Konflikten. Ich fühlte mich unwohl als Erzieher und mein Bruder hatte keine Lust, auf mich zu hören. Verständlicherweise. Er rebellierte gegen mich, wie er es sonst bei seinen Eltern getan hätte. Doch das ist längst überwunden. Wir haben heute eine sehr tiefe Bindung. Deutlich besser als früher. Ich war sein Trauzeuge. Früher war der Altersunterschied einfach zu groß. Doch heute begeben

wir uns auf Augenhöhe und mit großem Respekt. Wir verstehen uns gut. Mit meinem Onkel Thomas Schmidt zusammen ist er der Mathematiker in der Familie. Seit 10 Jahren ist er jetzt bei Brandible® und wirkt an unserem Traum mit. Family Business pur!